

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 41 (1968-1969)

Heft: 9

Rubrik: Heilpädagogische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

HEILPÄDAGOGISCHE RUNDSCHAU

Fachorgan der Schweizerischen Hilfsgesellschaft für Geistesschwäche

Redaktion: Adolf Heizmann, Eichenstr. 53, 4054 Basel (Tel. 061 38 41 15); Edwin Kaiser, Zürich; Willi Hübscher, Lenzburg
Einsendungen und Mitteilungen sind an den Redaktor *Ad. Heizmann* zu richten / Redaktionsschluß jeweils am 20. des Monats

DEZEMBER 1968

Die Mongolidie in der Geschichte und als heilpädagogische Aufgabe*

Dr. Max Heller

Inhalt

- I. Wesen der Mongolidie
- II. Geschichte
- III. Heilpädagogik

I. WESEN DER MONGOLIDIE

Seit dem Nachweis der Chromosomenaberration im Jahre 1959 kann die Mongolidie definiert werden als eine schon in der Zelle und damit im ganzen Leib grundgelegte, totale Behinderung, die den Betroffenen nicht in den Vollbesitz seiner Kräfte gelangen läßt. Keine Rasse und keine soziale Schicht bleibt von ihr verschont. Die Hemmung wirkt sich sowohl auf das Tempo der Entwicklung als auch auf die Differenzierung der Organe aus: die Entwicklung ist stark verlangsamt; die Organe bleiben undifferenziert. Da die Mißbildung im Zellkern beheimatet ist, kann auch von einer so genannten Karyopathie gesprochen werden.

II. GESCHICHTE

A. Ueberblick

Die Tatsache, daß es sich bei der Mongolidie nicht um eine periphere, sondern um eine zentrale, ich möchte sagen eine zentralste Störung handelt, ließ alle bisherigen, mühsam zusammengetragenen Erkennt-

* Ueberarbeitete Fassung des an der Generalversammlung der Schweizerischen Hilfsgesellschaft für Geistesschwäche am 22. Juni 1968 in St.Gallen gehaltenen Vortrags. Der Verfasser dankt Herrn Emmanuel Koliadis für seine Mithilfe.

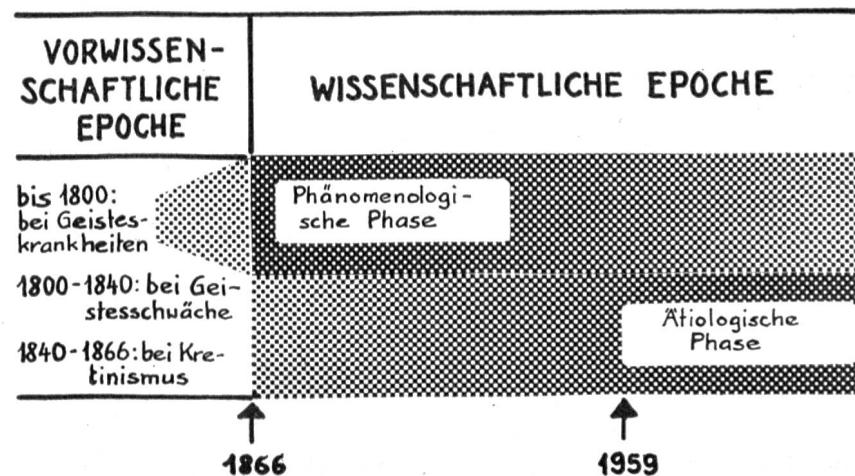
Um den Text nicht zu überladen, wurde auf viele Literaturhinweise verzichtet. Jeder im Rahmen des Artikels gewünschte bibliographische Beleg kann jedoch beim Verfasser angefordert werden.

nisse über sie in einem neuen Licht erscheinen. Vieles, was bis 1959 angenommen wurde, ließ sich plötzlich nicht mehr halten, manches entpuppte sich als Chimäre, anderes gewann dadurch erst an wirklicher Bedeutung. Nicht nur das, was seither über die Mongolidie erarbeitet wurde und noch wird, steht und fällt mit der Bezugnahme auf die Chromosomenaberration, sondern auch das, was vor 1959 geschrieben und erdacht wurde, kann nachträglich unter diesem Gesichtspunkt in Dauerhaftes und Vergängliches geschieden werden. Erst jetzt zeigt sich langsam die gerade Linie, die von der ersten wissenschaftlichen Beschreibung der Mongolidie im Jahre 1866 zur heutigen Auffassung führte. Wenn nun vorerst ein kurzer geschichtlicher Rückblick gegeben wird, dann geschieht dies unter dem Gesichtspunkt dieser geraden Linie. Was nur auf Irrwege führte, wird weggelassen.

Zum besseren Verständnis der ge-

schichtlichen Entwicklung drängt sich eine Einteilung auf, welche die beiden bereits genannten Daten von 1866 und 1959 als Grenzmarken benutzt. Das Jahr 1866 trennt die Bemühungen um das Verständnis der Mongolidie in eine vorwissenschaftliche und eine wissenschaftliche Epoche. Die wissenschaftliche Epoche läßt sich ihrerseits einteilen in eine Phase mit Akzent auf dem Studium der Erscheinungsform der Mongolidie (vor 1959) sowie eine Phase mit Akzent auf der Erhellung ihrer Ursachen (nach 1959). Nach ihren Ursachen wurde selbstverständlich schon seit 1866 gesucht; die Ursachenforschung aber steht erst seit 1959 auf sicherem Boden. Neue Erkenntnisse über die Erscheinungsform der Mongolidie werden auch heute noch gewonnen, aber das was zwischen 1866 und 1959 hierzu geschrieben wurde, muß weniger in Frage gestellt werden, als die damaligen Vermutungen über die Ursachen. Wir erhalten so folgendes Bild:

ABLAUF DER MONGOLIDIEFORSCHUNG



Das Schema zeigt u. a., daß vorwissenschaftliche und wissenschaftliche Epoche sich leicht trennen lassen, während phänomenologische und ätiologische Phase stets nebeneinander hergingen. Die phänomenologische Phase besitzt jedoch retrospektiv bis 1959, die ätiologische seit 1959 die größere Bedeutung. Ja, die phänomenologische Phase nimmt sogar ihren Anfang in der vorwissenschaftlichen Epoche, was es nun gleich aufzuzeigen gilt.

B. Die vorwissenschaftliche Epoche

Aus der Zeit vor 1866 liegen einige Berichte über die Darstellung Mongoloide in der Kunst vor, aber auch – in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – erste, andeutende Beschreibungen.

Andrea Mantegna (1431–1506) malte zwei Madonnenbilder, auf welchen das Kind jeweilen mongoloide Züge trägt. Eines der beiden Gemälde stellt ein Jesuskind dar, dessen Züge teilweise zum Kretinismus, teilweise zur Mongolidie gerechnet werden können. Das andere, in der Galleria Carrara in Bergamo hängende Gemälde (Bild 2), zeigt ein Kind mit typischen Merkmalen der Mongolidie, wie offener Mund und Schielen. Das Kind trägt ein Korallenarmband, wie es auch heute noch in bäuerlichen Gegenden Italiens und anderer Länder zur Abwendung des bösen Blicks dient. Auf dem Gemälde des Rubensschülers Jordaens (1593–1678) «Der Satyr und der Bauer» soll sich ebenfalls ein Knabe mit mongoloiden Gesichtszügen finden.

Abgesehen von diesen wenigen Andeutungen muß zur Zeit vor 1866 gesagt werden, daß das Problem der Mongolidie eingebettet lag in den größeren Problemkreisen

- a) der Geisteskrankheit bis etwa 1800;
- b) der Geisteschwäche ab etwa 1800 und
- c) des Kretinismus ab etwa 1840.

Zu diesem Zeitpunkt (1840) unterschied nämlich Seguin bereits zwischen einer Hochlandform des Kretinismus, welche wir heute als endemischen Kretinismus bezeichnen, einer Tieflandform, welche heute als

sporadischer Kretinismus gilt sowie einer sogenannten kleienartigen Form, die dem entsprechen könnte, was wir heute Mongolidie nennen.

C. Die wissenschaftliche Epoche (seit 1866)

1. Die phänomenologische Phase

Mit dem Jahre 1866 begann die eigentliche Erforschung der Mongolidie, vor allem die exakte Beschreibung ihres inneren und äußerer Erscheinungsbildes. In dieses Jahr fällt die Publikation eines Artikels des englischen Arztes Langdon Down, betitelt «Betrachtungen über eine rassenspezifische Klassifikation Geisteschwacher».¹ Darin ordnet er die mongoloiden Kinder aufgrund von äußeren Vergleichen der mongolischen Rasse zu. Daher der Name. Die Beschreibung ist heute noch lesenswert. Sie enthält eine große Anzahl feiner Beobachtungen über die Eigenheiten der mongoloiden Kinder. Auch machte er bereits darauf aufmerksam, daß sie förderungsfähig seien und bei richtiger Behandlung Entwicklungsfortschritte erzielen würden.

Zehn Jahre darauf prägten Fraser und Mitchell – in Unkenntnis von Downs Veröffentlichung – der Besonderheit der Augen und der Nase wegen den Ausdruck Kalmücken-Idiotie. Die Kalmücken sind ein Stamm der Westmongolen. Fraser teilt u. a. die Autopsieergebnisse eines Gehirns mit. Mitchell stellt wesentliche Aspekte der neuentdeckten Krankheitsform heraus, wie z. B. die Kurzköpfigkeit und das fortgeschrittenen Alter der Mutter.

Ireland klassiert 1877 die Mongoloiden als eine Variation innerhalb der angeborenen Idiotie. Er geht auch auf ihre großen Charakterunterschiede ein. Jones beschrieb 1890 die Anomalien der Mundhöhle, der Zunge und der Zähne, Oliver 1892 die der Augen. Garrod trat 1894 auf den Zusammenhang mit angeborenen Herzanomalien ein, und Smith stellte 1896 den nach innen gekrümmten Kleinfinger als weiteres Charakteristikum heraus. Thomson wies 1898 auf die gerillte Zunge hin.

Bis ungefähr 1900 blieb die Mon-

golidieforschung auf England beschränkt. Um diese Zeit jedoch begann sie sich auf viele andere Länder auszubreiten.

In Deutschland wurden der medizinischen Fachwelt erstmals am 11. Januar 1899 mongolische Kinder durch Neumann in Berlin vorgestellt. Rudolf Virchow lehnte jedoch an dieser Sitzung das Vorhandensein einer Sonderform ab. Er begründete es damit, daß diese Fälle von älteren Autoren als Rachitis congenita und von späteren als Kretinismus beschrieben worden seien. Er wandte sich auch gegen ihre Gleichsetzung mit den Mongolen, wenn er sagt: «Der bloße Umstand, daß diese Kinder eine kurze und tiefliegende Nase haben, beweist nichts für das mongolische Aussehen, sondern nur, daß an der Basis des Schädels eine mangelhafte Entwicklung stattgefunden hat».²

Als erste berichten in Frankreich Bourneville (1902), in Italien Alberti (1904), in Amerika Herrman (1905), für Rußland Kowalesky (1906), in Dänemark Hjorth (1907) und in der Schweiz Taillens, dieser anlässlich der Sitzung der Waadtlandischen Aerztegesellschaft vom 11. Januar 1908.

Die verschiedenen Untersuchungen über die Einzelmerkmale führten zum Schluß, den Orel 1927 for-

¹ Down, J. Landgon H.: Observations on an ethnic classification of idiots. Beiträge zu einer rassenspezifischen Klassifikation Geisteschwacher. Nachdruck und deutsche Uebersetzung (P. Dold). In: Heilpädagogische Werkblätter, 1966, 35. Jg., Nr. 6, S. 274–279. Original in: Clinical lectures and reports, London Hospital, 1866, vol. 3, p. 259–262.

Eine andere deutsche Uebersetzung mit dem fac-simile-Originaltext erschien als Heft 6 in der von E. Beschel herausgegebenen Reihe «Schriften zur Sonderpädagogik»: Down, J. Landgon H.: Beobachtungen zu einer ethnischen Klassifikation von Schwachsinnigen. Originaltext mit einer Uebersetzung von Horst Jahn und einem Nachwort von G. Heese. D-46 Dortmund, Lindemannstraße 80, 1968, 20 S. Diese Ausgabe ist für Lehr- und Studienzwecke bestimmt und nicht im Buchhandel erhältlich.

² Vorgetragen von Rudolf Virchow an der Sitzung vom 11. Januar 1899 der Berliner medizinischen Gesellschaft. In: Berliner medizinische Wochenschrift, 1899, 36. Jg., Nr. 4, S. 110.

mulierte, daß es sich bei der mongoloiden Idiotie um eine Summe von Mißbildungen bzw. Entwicklungs-hemmungen handle. Damit waren die Voraussetzungen für die Vermutung gegeben, daß diese Anomalien eine einheitliche, tiefliegende Ursache haben müssen. Wo immer auch die Forschung ansetzte, stets ließen sich herabgeminderte Funktionen, geschwächte Organe, herabgesetzte Lebenstüchtigkeit nachweisen. Die den ganzen Menschen, sowohl in seinen äußerem, als auch in seinen inneren Organen treffende Krankheit zeigt am eindrücklichsten die gewissermaßen alle Bemühungen während der phänomenologischen Phase zusammenfassende Darstellung *Bendas* aus dem Jahre 1960.³

2. Die ätiologische Phase

a) vor 1959. Die Vorgeschichte der Entdeckung der Chromosomenaberration geht auf das Jahr 1922 zurück. *Halbertsma* suchte aufgrund seiner Zwillingsstudien die Ursache «in einem Vitium primae formationis der Eizelle»⁴.

1928 spricht *Mackintosh* von einer pathologischen Degeneration des mütterlichen Eis. Ein Jahr später erwähnt *Macklin* die Möglichkeit einer Keimschädigung.

1932 schlug *Waardenburg* vor, die Mongoloidie auf Chromosomenmutationen hin zu untersuchen und dabei nicht nur die Möglichkeit des Fehlens eines Autosoms, sondern auch die einer Verdoppelung zu bedenken. Davon erwartete er die Klärung folgender Tatsachen:

- der Einfluß des mütterlichen Alters;
- die Neigung der Mutter zu Fehlgeburten;
- die Ergebnisse der Zwillingsforschung, wonach die Mongoloidie bei eineiigen Zwillingen stets beide, bei zweieiigen immer nur einen befällt;
- das seltene familiäre Vorkommen;
- der eigentümliche Symptomenkomplex;
- die Häufung angeborener Mißbildungen bei Geschwistern.

Bleyer meint 1934, die Cytologen sollten untersuchen, ob bei Mongo-

Andrea Mantegna
(1431–1506):
Madonna mit Kind



loiden nicht 49 oder 47, 50 oder 46 Chromosomen statt der damals noch als normal angenommenen 48 vorhanden seien. 1937 stellte *Turpin* seine Chromosomenaberrations-Hypothese auf. *Fanconi* vermutete 1939 eine Verminderung des Chromosomenbestandes bei Mongoliden.

Nachdem *Tjio* und *Levan* 1956 erstmals eindeutig bewiesen, daß die normale Chromosomenzahl des Menschen 46 und nicht 48 beträgt, war der Weg zur empirischen Überprüfung der Mutationshypotesen frei.

b) Nach 1959. Der Nachweis einer Chromosomenaberration gelang den französischen Vererbungsforschern *Turpin*, *Lejeune* und *Gautier* im Jahre 1959. Sie fanden in den Gewebekulturen von Fibroblasten bei neun mongoloiden Kindern 47 statt 46 Chromosomen. Die Anomalie kann in Blutzellen, Knochenmarkzellen, im Mundabstrich usw. gefunden werden.

Darüber, ob es ein Autosom des 21. oder des 22. Chromosomenpaars sei, herrscht allerdings auch heute noch keine Sicherheit⁵. Die Um-

benennung in «Trisomie 21» erscheint daher als reichlich verfrüht. Die auch schon vorgeschlagene Bezeichnung Down-Syndrom enthält keine neuen Perspektiven. Der Ausdruck Mongolidie (= mongolenähnlich) kann deshalb bis auf weiteres ruhig beibehalten werden.

Wir kennen heute bereits folgende Untergruppen:

- Trisomiemongolidie, 47 Chromosomen, 94 % der Mongoliden;
- Translokationsmongolidie, bei der das überzählige Chromosom an ein anderes angehängt ist, 46 Chromosomen, 3,3 %;

³ *Benda Clemens E.: The child with mongolism.* New York 1960, p. 43.

⁴ *Halbertsma Tj.: Ueber mongoloide Idiotie.* In: Nederl. Tijdschr. v. Geneesk., 1922, 2. Hälfte, Nr. 1, S. 32. Ref. von *Scheer, W. M. van der: Beiträge zur Kenntnis der mongoloiden Mißbildung.* Berlin 1927, S. 53. *Scheer* selbst bestreitet *Halbertsma*s Ansicht. Er sucht, wie vor und nach ihm viele andere, den schädlichen Faktor in einer örtlichen Veränderung der Gebärmutter (loc. cit.).

⁵ *Pfeiffer Rudolph Arthur: Karyotyp und Phänotyp der autosomalen Chromosomenaberrationen beim Menschen.* Stuttgart 1968, S. 164.

- Mosaikmongolidie, wechselnde Chromosomenzahlen im gleichen Organismus (46–50 Chromosomen), 2,4 %;
- andere Formen, z. B. Vergesellschaftung mit weiteren Chromosomenaberrationen, wechselnde Chromosomenzahlen (47–50), 0,3 %⁶.

Alle vier Formen lassen sich unterteilen in eine vom mütterlichen Alter abhängige und eine von ihm unabhängige Untergruppe⁷. Der Anteil der altersunabhängigen Fälle beträgt 37 %; die altersabhängigen machen 63 % aus⁸.

Das Alter der Mutter und die biochemischen Auswirkungen der Karyopathie sind heute Hauptforschungsgegenstände, um die Ursachen der Chromosomenaberration zu erkennen.

3. Zur Prophylaxe

Damit, daß man die Ursachen einer Krankheit kennt, ist sie nicht schon aus der Welt geschafft. Hier muß die Prophylaxe einsetzen.

Bis wann darf man mit einer wirk samen Prophylaxe der Krankheit rechnen? Wenn die Phase der Phänomenologie ca. 90 Jahre dauerte, nämlich von 1866 bis 1959, dann können wir für die Phase der Ätiologie vielleicht etwa die Hälfte, also 50 Jahre veranschlagen. Wir befänden uns dann im Jahre 2010. Die Phase der Prophylaxe geht anschließend vielleicht noch etwas weniger lang, sagen wir ungefähr 30 Jahre, so daß mit einer Verhütung der Mongolidie bis etwa zum Jahre 2040 gerechnet werden könnte.

⁶ Richards B. W. et al. Cytogenetic survey of 225 patients diagnosed clinically as mongols. In: Journal of Mental Deficiency Research, 1965, vol. 9, part 4, p. 245–259, p. 257.

⁷ Richards B. W. et al: op. cit., p. 258. Nicht vererbte Translokationsfälle der Gruppe 13–15/21 scheinen alle altersunabhängig zu sein.

⁸ Saurma Maria: Das Alter der Eltern mongoloider Kinder. Freiburg/Schweiz, Arbeit aus dem Heilpädagogischen Institut der Universität Freiburg, 1969, in Vorbereitung.

Die biochemische und die human-genetische Forschung müssen uns hierfür die notwendigen Unterlagen liefern.

4. Folgerungen

Aus der geschichtlichen Betrachtung ergibt sich auch die Tatsache, daß die Lebenserwartung der Mongoloiden sehr rasch ansteigt, viel rascher als die der Gesamtbevölkerung. Sie beträgt heute rund die Hälfte der allgemeinen Lebenserwartung.

Dies stellt uns vor neue Probleme, vor allem vor das Problem der Eingliederung in die Arbeitswelt. Sie ist heute möglich dank der durch die Eidgenössische Invalidenversicherung anerkannten und subventionierten Geschützten Werkstätten.

Die schulische und die heilerzieherische Betreuung erhalten dadurch erneutes Gewicht und neue Inhalte. Deswegen wollen wir uns nun in einem weiteren Hauptteil der Heilpädagogik Mongoloide zuwenden.

(Teil III, Heilpädagogik, folgt)

Zum Gedenken

Dr. h. c. Mimi Scheiblauer

Wir trafen uns zum ersten Mal, Mimi Scheiblauer und ich, im Jahre 1929 im Landerziehungsheim Albisbrunn, das damals unter der Leitung des bekannten Heilpädagogen Prof. Dr. Hanselmann stand. Da erteilten Sie, Fräulein Scheiblauer, Rhythmuskurse im Heim, und zwar nicht nur den Schülern des Landerziehungsheimes, sondern auch uns Praktikanten und Mitarbeitern von Albisbrunn. Sie galten damals schon durch Ihre Rhythmus als eine große Persönlichkeit. Sie bewegten sich selbst oft mit den Schülern in Ihren Stunden und verlangten, daß auch wir Kursteilnehmer nicht nur Zuschauer, sondern auch Mittätige in den Rhythmusstunden seien. So lernten wir auch Ihre Rhythmus am besten kennen, bleibend gruben sich die einzelnen Übungen in unser Bewußtsein. Wir erkannten den Segen, der von Ihrer Rhythmus auf die Kinder, auf normale, geistesschwache, taubstumme usw., ausging. Seither sind Jahre verflossen. Ich hatte öf-

ters wieder in Ihren Stunden in Zürich hospitiert, neue Anregungen bei Ihnen geholt. Letztmals sahen wir uns dies Frühjahr in Ihrem Rhythmusaal, Freiestraße, Zürich. Ich holte bei Ihnen Holzreifen für meine eigenen Rhythmusstunden. Wir sprachen gegenseitig über unsere Arbeit, und auf meine Einladung hin, einmal zu uns nach Mauren zu kommen, antworteten Sie mir damals, daß Sie so gern kommen würden, daß Sie aber heute noch, mit Ihren 77 Jahren, ein vollgerüttelt Maß an Arbeit bewältigten, daß Ihnen kaum ein freier Tag zur Verfügung stünde, daß Sie außer in der Schweiz auch noch in Deutschland und Österreich unterrichteten. Ich sah wohl, daß Sie nicht mehr so jugendlich an Ihrem Klavier saßen wie damals in Albisbrunn, sondern daß auch Ihre Haare ergraut waren. Aber ich sah noch in Ihrer Rhythmus dieselbe Vitalität wie damals im Jahre 1929. Und ich spürte auch, daß Sie von Ihrem Lebenswerk noch nicht lassen konnten, weil es Sie drängte, Kindern zu helfen, Kinder zu lieben und ihnen das zu geben, was Sie konnten. Viele, ja Unzählige, haben Ihnen zu danken für den Segen, der von Ihren Stunden ausging. Wie viele gehemmte Menschlein wurden durch Ihre Rhythmus innerlich befreit und gelöst und wurden zu muntern Knaben und Mädchen oder Erwachsenen. Nun hat der Herr des Himmels Sie mitten aus Ihrer Arbeit abberufen. Wir aber, die von Ihrem Schaffen sowiel profitiert haben, möchten Ihnen danken für das, was Sie uns gegeben haben für unsern Dienst am Gebrechlichen. H. Bär

Gertrud von Goltz

In Bern verstarb am 14. November 1968 Fräulein Gertrud von Goltz. Während 33 Jahren, bis zu ihrer Pensionierung, hat die Verstorbene vorwiegend auf der Unterstufe der Städtischen Hilfsschule in Bern unterrichtet. Nur diejenigen, die die Arbeit auf dieser Stufe kennen, können ermessen, welches Maß an Einsatz dies bedeutete und wieviel Kraft und Zuversicht es brauchte, um der Mutlosigkeit und Abnützung ent-



Kantonales Kinderbeobachtungsheim Langenbruck BL

An unsere Heimschule (8–12 Schüler) suchen wir per sofort oder nach Uebereinkunft

Lehrer oder Lehrerin

wenn möglich mit heilpädagogischer Ausbildung.

Wir bieten eine zeitgemäße Salarierung nach kantonalem Besoldungsgesetz. Pensionskasse obligatorisch.

Die Wohnsitznahme kann frei gewählt werden. Auskunft und Anmeldung durch das Kantonale Kinderbeobachtungsheim Langenbruck, 4438 Langenbruck, Telefon 062 60 14 60.

Heilpädagogische Schule Rapperswil

Auf das Frühjahr 1969 suchen wir an unsere Schule je eine

Werklehrerin bzw. Kindergärtnerin

für eine Gruppe von praktisch Bildungsfähigen (10- bis 14jährige) und für den Spezialunterricht im Ambulatorium.

Bewerberinnen mit heilpädagogischer Ausbildung erhalten den Vorzug, Gelegenheit zum nachträglichen Besuch des Kurses ist geboten. Offerten mit den üblichen Unterlagen sind zu richten an Walter Hofstetter, Balm-Lenggis, 8640 Rapperswil.

Gemeinde Turgi AG

Auf Frühjahr 1969 wird an die neueröffnete Hilfsschule Turgi (Unter- und Mittelstufe)

1 Lehrer oder Lehrerin

mit entsprechender Ausbildung gesucht.

Die Besoldung richtet sich je nach Alter und Ausbildung nach dem Lehrerbesoldungsgesetz des Kantons Aargau plus Sozialzulagen und Ortszulage.

Bewerbungen sind unter Beilage der Zeugnisabschriften bis **20. Dezember 1968** an die Schulpflege Turgi zu richten.

Schulpflege Turgi

Unser Wartungs- Abonnement für 16-mm-Ton- filmprojektoren

Jeder Filmprojektor braucht von Zeit zu Zeit seine Pflege, sonst treten unliebsame Störungen oder gar Filmbeschädigungen auf.

Als Filmverleiher sind wir darauf angewiesen, daß die Projektoren unserer Kunden in Ordnung sind. Wir führen darum eine gut eingerichtete Spezialwerkstatt, die sämtliche Reparaturen übernimmt, und zwar an Projektoren aller Marken.

Besonders empfehlen möchten wir die periodische Wartungskontrolle. Eine solche ist nötig nach rund 60 Betriebsstunden und besteht aus:

Servicemontage; Reinigen und Schmieren; Nacharbeiten an Motorregler, Filmführungen und Lagern (Betriebssicherheit und Filmschonung); Justieren von Geschwindigkeit, Bildfenster, Tonkopf inklusive Reinigung; Prüfen von Verstärker mit eventuellem Justieren, Röhren und Photozelle; Schlußkontrolle mit Testfilm; Rücktransport der Apparatur.

Bei Bedarf Gratisersatz von Kohlen, Filmführungsfedern, Peesen, Pilotlämpchen, Ergänzung der Schmiermittelreserve.

Wartungsgebühr für alle Tonfilmprojektoren bei

1 Kontrolle pro Jahr	Fr. 120.—
2 Kontrollen pro Jahr	Fr. 220.—

Wir reparieren alle Arten von Projektoren sowie Tonbandgeräte und Stereoanlagen.

Für Kino-Dia-Tonband

schmalfilm ag

Hardstr. 1, 8040 Zürich
Laden: Badenerstr. 342
am Albisriederplatz

Jetzt



täglich gurgeln mit
Sansilla
dem medizinischen
Mund- und
Gurgelwasser

B. Reinhard's Erbe Zürich

Kreuzstraße 58, Telefon 051 47 11 14

Lehrer-Studios nach Kunden-Idee

Gestelle

mit Fächern nach
Heftformaten

Bücherwände

Tische
Pulte
Schränke

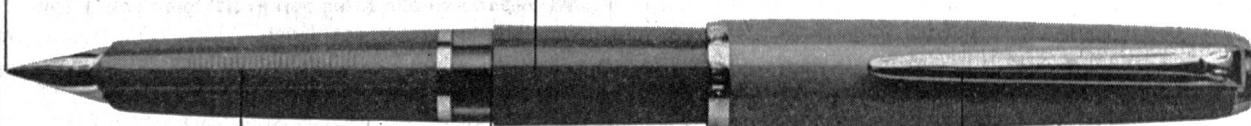
warum

dieser unvergleichliche Erfolg des neuen Pelikano?

Er hat eine grosse elastische Feder, die den Schüler zu gelöstem Schreiben führt. Passende Spitzen für jedes Schulalter, einfach auszuwechseln, machen den Pelikano zum Füllhalter für die ganze Schulzeit.

Das Füllen mit Tintenpatronen ist für den Schüler ideal. Schulhefte, Tische und Kleider bleiben sauber. Keine Störung des Unterrichtes durch Hantieren mit dem Tintenfass.

Eine Patrone reicht für mehr als ein Schulheft. Besonders vorteilhafte Packungen für Schulen.



Dank dem pat.-
thermic-Tinten-
regler ist der
Pelikano absolut
kleckssicher.

Praktische Griff-
rillen erleichtern
die pädagogisch
richtige
Schreibhaltung.

Das Kon-
trollfenster
zeigt den
Tinten-
stand an.

Aus dem Reparatur-
kasten ersetzt der
Lehrer Einzelteile
(Ersatzfedern!) leicht
und preiswert.

Die moderne, robuste
Steckkappe schliesst
die Feder luftdicht ab:
der Pelikano schreibt
immer sofort an.

besser schreiben mit dem

Pelikano

gegenzuwirken, wenn es heißt, täglich von neuem den gleichen Kampf mit all den Schwächen geistig behinderter Schulanfänger zu führen, um sie auf ihrem Lebensweg vorwärts zu bringen.

Nicht nur in der Schulstube, sondern auch in der Öffentlichkeit setzte sie sich für die Verbesserung des Loses ihrer Schützlinge ein, indem sie immer wieder zur Feder griff, sei es um die Weiterbildung der Lehrerschaft zu fördern oder den Bildungsplan oder die Lehrmittel zu verbessern. Auf ihre Initiative und Mitarbeit geht die Entstehung der Lesefibel für ganz schwache Schüler «Das ist nicht schwer» zurück, die heute in der ganzen deutschsprachigen Schweiz in den Sonderschulen verbreitet ist.

Trotz geschwächter Gesundheit hat die Verstorbene bis zur altersbedingten Pensionierung gewirkt und sich auch nachher noch publizistisch oder an der Hilfe für bedrängte Schulen betätigt.

Fr. Wenger

Luise Schöbi, Wohlen

W. H. Unfaßbar war es für viele Aargauer Kolleginnen und Kollegen, vernehmen zu müssen, daß eine der Pionierinnen im Hilfsschulwesen plötzlich vom Tode heimgeholt wurde. Seit drei Jahren befand sich Luise Schöbi offiziell im Ruhestand, war aber stets eingesprungen, wenn eine Notlage bestand. Sie hätte am 7. November 1968 ihren 70. Geburtstag feiern können, aber es sollte nicht sein. Als sie im Tessin drunter schöne Oktobertage verbrachte, wurde sie von einem Schlag dahin gerafft.

Luise Schöbi hat um die Hilfsschule und um die ehemalige Sektion Aargau-Solothurn große Verdienste. Sie arbeitete während langerer Zeit im Vorstand mit, dem sie ihr Wissen und ihre Erfahrung zur Verfügung stellte. Ihre Voten waren stets prägnant und begründet. Ihr kam ein großes Interesse an allem zu Hilfe. Die Verstorbene war voller Unternehmungslust und Ausdauer. Sie hatte einen goldenen Humor, der ihr über schwierige und kritische Berufslagen hinweghalf. Bis in die

letzte Zeit hinein nahm sie am Geschehen innerhalb der Sektion Aargau lebhaften Anteil. Auf deren 50jähriges Bestehen hat sie die

Erinnerungen einer Hilfsschullehrerin an die «gute» alte Zeit

zusammengetragen, die wir nun als letztes Vermächtnis nachstehend zum Abdruck bringen.

«Wie ein unwirklicher Traum erscheint mir heute, was ich zu erzählen habe, und doch habe ich das alles selbst erlebt.

Vor fast 51 Jahren, im Frühling 1918, erhielt ich mein Lehrpatent. Schwieriger war es nachher, eine Stelle zu finden. Es gab wenig freie Stellen, dafür in der ganzen Schweiz Arbeitslose in Fülle. Die Klassen waren groß, 60 bis 70 Schüler galten als normal. Für soviele Schüler kam keine Lehrerin in Frage. Diese «Ritterlichkeit» war aber nicht mehr vorhanden, wenn sich kein Lehrer für den kleinen Lohn verpflichten wollte. Die Löhne wurden von der Gemeinde festgesetzt. Sie waren klein, und darum war ein Lehrer gezwungen, bis zu seinem Tode im Amt zu bleiben. Mit 50 Dienstjahren wurde ein Dorffest gefeiert und der Geehrte bekam zum erstenmal im Leben eine staatliche Gratifikation von 50 Franken. (Im Kanton Aargau ebenfalls gültig bis Ende des Zweiten Weltkrieges.) Unter diesen Umständen konnte ich auf Jahre hin nur mit Stellvertretungen rechnen. Die erste war an einer 5. Klasse mit 62 Buben, später an einer Unterschule mit 87 Erst- und Zweitklässlern.

In so großen Klassen gab es schon damals Kinder mit Sprachfehlern, mit verlangsamter Auffassung und andern Mängeln. Am freien Nachmittag oder nach Schulschluß versuchte man nachzuhelfen. Alle diese Probleme bedrückten mich, und so war ich glücklich, daß ich den «4. Ausbildungskurs für Lehrer an Hilfsschulen» mitmachen durfte. Es war der letzte St.Galler Kurs; einige Jahre später wurde das Heilpädagogische Seminar in Zürich gegründet.

St.Gallen war für diese Kurse günstig gelegen. Auf dem Rosenberg

stand eine Blinden- und eine Taubstummen-Anstalt. Ein Lehrer der letzteren, Prof. Hanselmann, wurde später der erste Leiter des Heilpädagogischen Seminars Zürich. Von Herisau kam Dr. Rorschach und verblüffte uns mit seinen Testauswertungen. Der Zeichnungslehrer des Seminars Rorschach, Schneebli, lehrte uns die Natur betrachten und das Gesehene an der Wandtafel bildlich darzustellen. Professor Dr. Villiger aus Basel erklärte uns die Handhabung des «Binet-Simon»-Tests. Dr. Schiller, der Chefarzt aus Wil, sprach jede Woche in zwei Vorlesungen über Krankheiten und Anomalien des Gehirns und des Nervensystems. Die vielen lateinischen Namen habe ich vergessen, aber der Dozent erzählte dazu die Geschichte eines Kranken, und an einem günstigen Tag führte er uns durch alle die vergitterten Häuser seiner Anstalt. Und dort lernten wir diese Kranken mit ihren Eigentümlichkeiten kennen, und zwar in den Extremen, vom motorisch schwerehemmenden Knaben bis zum gräßenwahnigen «eidgenössischen König». Wenn ein Patient mit einer besondern Anomalie gestorben war, so zeigte man uns, wenn möglich, das sezirierte Gehirn oder das Rückenmark. Mit dem Lebenslauf des Toten verbunden machte es mir unvergesslichen Eindruck.

Aber neben diesen vielen theoretischen, doch für unsern Beruf notwendigen Grundbegriffen kam auch die Methode nicht zu kurz. Wir besuchten Anstalten, Hilfs- und Förderklassen in der Stadt und auswärts. Jeder Lehrer mußte damals den Weg selber suchen. Literatur gab es sehr wenig. An Schulbüchern für Hilfsschulen gab es erst die vier Rechnungshefte, welche «Papa Nüesch» auf eigene Rechnung hatte drucken lassen. So sahen wir in jeder Klasse eine andere Welt. Am einen Ort sahen wir die Ablenkungsmethode als Hilfe für Stotterer, am andern die Atmungsschulung zur Behebung von Sprachfehlern, beim dritten die Stärkung des Gedächtnisses durch Bewegung und Rhythmus. Auch handwerklich lernten wir viele

Dinge: Weben, Modellieren, Peddigrohrarbeiten, Kartonage, leichte Holzarbeiten.

Der Kurs war sehr interessant, aber das viele Krankhafte drückte auf mein Gemüt, so daß ich am Ende desselben überzeugt war: *NIE in eine solche Klasse!* Aber ungefähr zehn Jahre später ließ ich mich doch an eine Hilfsklasse wählen. Den ersten Anstoß dazu gab ein Vortrag von Prof. Hanselmann an der Kantonalkonferenz 1929 in Rheinfelden. Inzwischen war ich nämlich in den Kanton Aargau gewechselt. 1918 war hier die Besoldung der Lehrkräfte vom Staat übernommen worden. In vielen Gemeinden wurden als Folge die übergroßen Gesamtschulen geteilt, und vorübergehend entstand ein Mangel an Lehrkräften. Ich hatte Glück! Meine Mitgliedschaft bei der Sektion Ostschweiz wurde in die Sektion Aargau übergeschrieben, und so kam ich in den kleinen Kreis der aargauischen Hilfschullehrerinnen, als ich noch an einer Unterschule lehrte.

1931 war es dann so weit. Damals war der Anfang einer Hilfsklasse schwierig. Es war etwas Neues, Ungewohntes, Fremdes. Die Rückständigkeit in der Entwicklung wurde noch nicht als eine Art Krankheit anerkannt. Viele Eltern fühlten sich «angegriffen». Lieber wollten sie ein

faules Kind als ein «dummes». Die neuen Hilfsschüler wurden von den früheren Mitschülern ausgelacht. Es gab auch Kollegen, bei denen man kein Verständnis fand. In ihren Augen war die Arbeit mit diesen Kindern nur unnütze «Spielerei». Dazu verstanden sie die notwendig kleinere Schülerzahl nicht.

Wie sehr sich die innere Einstellung der Oeffentlichkeit unserer Arbeit gegenüber änderte, zeigt die Änderung der Namen: von Irrenanstalt über Heil- und Pflegeanstalt kam es zur psychiatrischen Klinik. Analog dazu von «Dubeliklasse» über Förder- und Hilfsklasse zur heilpädagogischen Sonderklasse. (An einer Schuleröffnung fragte mich ein Mädchen: «Sind ihr d'Lehrere für d'Dubeli?» Und ein 13jähriges Mädchen wollte Lehrerin werden. Auf meine Bedenken, es müßte doch in die Bezirksschule gehen, meinte es: «Ja, ned a rechti Lehrere, nur eine wien ihr.»)

Von Jahr zu Jahr besserte sich die Meinung. Hie und da konnte ein pseudo-debiler Schüler in die Normalklasse zurückgegeben werden. In den Handarbeits-, Handfertigkeits- und Bürgerschulen fielen die Schüler nicht mehr besonders auf. Einzelne Absolventen besuchten sogar die Gewerbeschule. In den Zeitun-

gen erschienen Artikel. Frl. Dina Isler hielt an vielen Versammlungen aufklärende Vorträge. In Nachbargemeinden wurden ebenfalls Hilfsklassen gegründet. Die «Spielerei» hatte also doch einen Sinn gehabt.

Nach 14 Jahren wurde meine Gesamtschule geteilt, und damit schien die Arbeit leichter zu sein. Doch die innern Schwierigkeiten blieben. Tag für Tag mit zurückgebliebenen, oft krankhaft aufgeregten, erzieherisch schwierig gewordenen Kindern zusammen leben zu müssen, drückt mit den Jahren auf das Gemüt. Immer fehlt der Glanz des äußern Erfolges, den man doch zur Bestätigung seines Selbst hie und da nötig hätte. In der ersten Zeit, als wir noch wenige waren, trafen wir uns jeden Monat einmal. Wir trösteten uns gegenseitig und halfen einander. Wer einen Weg gefunden hatte, zeigte ihn den andern. Frl. Ringier zeigte ihre Einmaleinsübungen, Frl. Wildbolz schnitzte mit uns Blockflöten, Herr Breuer versuchte mit uns Kinderzeichnungen psychologisch zu deuten, Frl. Wildi machte mit uns Stoffdrucke.

34 Jahre an der Hilfschule war zeitweise ein dornenvoller, einsamer Weg. Aber die Kinder waren immer anhänglich, und viele sind bis heute dankbar geblieben. Es war trotz allem eine schöne Zeit!

Welche Arbeiten eignen sich für geistig Invaliden?

Die nachfolgenden Ausführungen sind das Ergebnis der Erfahrungen meiner langjährigen Tätigkeit in der «Werkstube für geistig Invaliden» in Zürich, die seit bald 10 Jahren besteht und heute 80 Geisteschwäche beschäftigt im Alter von 17 bis 46 Jahren.

Nach Verlassen der heilpädagogischen Schule soll den Jugendlichen eine Beschäftigungsmöglichkeit geboten werden, bei der nicht die Rentabilität allein im Vordergrund steht. Schon bei der Suche nach Aufträgen ist darauf zu achten, solche zu bekommen, die sich in Teiloperationen zerlegen lassen, damit die Geisteschwachen sowohl der obnen wie der

unteren Stufe, sich daran beteiligen können. Es ist nämlich nicht leicht, Industriearbeit zu finden, die so einfach ist, daß sie von den Schwächsten allein bewältigt werden kann. Doch müssen auch sie beschäftigt werden und sollen das Gefühl haben, nützliche Arbeit zu leisten. Gwöhnlich müssen für sie jedoch geeignete Hilfsmittel, wie Schablonen usw. angefertigt werden.

Praktisch gibt es wohl in den meisten Wirtschaftszweigen Arbeiten, die in unsern Werkstätten ausgeführt werden können. Aufträge arbeitsintensiver Art sind dabei vorzuziehen, weil sie hinsichtlich Transport und

Lagerung weniger Umtreiber verursachen.

In unserer Werkstube arbeiten wir hauptsächlich für die Elektro-, Papier- und Kartonagebranche, für die Kosmetik- und Kunststoffindustrie, für das Reklamefach und für verschiedene andere Zweige der Wirtschaft.

Bei der Metallbranche handelt es sich vor allem um kleinere Bohr-, Stanz- und Montagearbeiten, Gewindeschneiden und Drehen. Zum Teil besitzen wir die dazu nötigen Maschinen selbst, zum Teil werden sie uns von den Auftraggebern zur Verfügung gestellt.

Diese Beschäftigung eignet sich besonders für die Burschen, die – als Männer technisch interessiert – mächtig stolz darauf sind, eine Maschine bedienen zu können. Es hat sich gezeigt, daß, bei richtiger Instruierung und Ueberwachung durch den Werkmeister, unsere Schützlinge durchaus in der Lage sind, sich an die verlangte Genauigkeit zu gewöhnen. Selbstverständlich wird dem Behinderten genau erklärt, warum die Arbeit exakt ausgeführt werden muß, aber um das zu erfassen ist sein Begriffsvermögen oftmals zu wenig entwickelt. Darum betone ich: er muß an Genauigkeit gewöhnt werden!

Wir haben auch das Montieren von Steckern, Schaltern und Quarzlampen, sowie das Zusammensetzen verschiedener Bauelemente der Telefonautomatik übernommen. Die Invaliden müssen sich dabei konzentrieren, und nach einer gewissen Zeit werden hier Leistungen erzielt, die sich sehen lassen können. Hier zeigt es sich, daß nicht die Intelligenzquote allein ausschlaggebend ist, sind doch oftmals Behinderte mit sehr schlechter IQ den geistig höher Eingestuften *manuell* überlegen.

Als ich seinerzeit Montagearbeiten suchte, stieß ich bei den Fabrikanten auf große Skepsis. Man wollte mir nicht glauben, daß heikle Arbeiten, die eine gewisse Konzentrationsfähigkeit voraussetzen, von den geistig Behinderten ebensogut wie von geistig Normalen ausgeführt werden können.

Durch gute Leistungen ist es schließlich gelungen, hier einen Wandel zu schaffen und eine unsichtbare Mauer des Mißtrauens zu durchbrechen. Natürlich können die Burschen auch für andere Arbeiten eingesetzt werden, ganz besonders dort, wo körperliche Kräfte nötig sind. Wir hatten oftmals Gelegenheit, das Heften von Kartonschachteln zu übernehmen, da wir zwei große elektrische Heftmaschinen besitzen. Finanziell sind solche Aufträge freilich wenig interessant weil die Fabrikanten nicht gewillt sind, für Verpackungsmaterial viel auszulegen.

Die Mädchen werden vorzugsweise mit Aufträgen aus der Papier- und Reklamebranche beschäftigt. Es ist mir bekannt, daß meine männlichen Kollegen diese Arbeiten als unrentabel ablehnen. Bestimmt darf man aber auch hier nicht verallgemeinern, steht es uns doch frei, schlecht bezahlte Aufträge, wie beispielsweise das Schnüren von Etiketten, abzulehnen und nur gutzahlende Auftraggeber zu berücksichtigen.

Das Zusammenstellen von Sortimenten – wie kürzlich bei der *Pro Infirmis*-Aktion – war für unsere Mädchen ein Fest. Sie, von der Natur wenig verwöhnt, hatten große Freude an den schönen Karten mit den bunten Blumenmotiven. Mir scheint, daß diese Begeisterung für eine an sich einfache Arbeit doch auch als positiver Faktor zu werten ist! Ein großer Vorteil: Alle Töchter können sich daran beteiligen. Wir gehen dabei folgendermaßen vor: Die Zuverlässigsten tragen die verschiedenen Karten zusammen, die Schwächsten stecken sie in die Couverts, und die mittlere Gruppe schließt die Umschlagklappe zu. Es ist, in diesem Zusammenhang, interessant, feststellen zu können, wie stark die Arbeitsfreude durch die Farbe beeinflußt wird. Gleiche Erfahrungen haben wir auch mit farbigen Tierkarten gemacht.

Das Verpacken von Modeprospekten bereitet den Mädchen besonderes Vergnügen. Die neuen Kleider und Schuhe, die in den Katalogen angepriesen werden, gefallen auch ihnen: ein echt weiblicher Zug! Manche Mutter berichtet mir nachher vom Verlangen ihrer Tochter nach diesen modischen Dingen!

Nicht weniger beliebt sind die schönen Reiseprogramme, die wir, zu hunderttausenden, für ein großes Reisebüro versandbereit machen. Kaum eines unserer Mädchen hat je eines der dort abgebildeten Riesen-Schiffe in natura gesehen, auch keine Oase mit Palmen, Neuyorker Wolkenkratzer oder einen Schwarzmeerbadestrond. Aber irgendwo, tief in ihrem Innern, haben auch sie Sehnsucht nach diesen verlockenden Zielen.

Solche Aufträge sind auch gut bezahlt und können sich, in finanzieller Hinsicht, neben denjenigen aus der Metallbranche wohl sehen lassen. Weniger gute Erfahrungen haben wir dort gemacht, wo mit Leim und Pinsel umgegangen werden muß. Es hat sich gezeigt, daß den Behinderten das nötige Fingerspitzengefühl für diese Art der Beschäftigung abgeht und daher, meines Erachtens, weniger zu empfehlen ist. *Vorgummierte* Adressen dagegen, werden mit großer Sorgfalt aufgeklebt.

Wer eine Ferienreise macht und abends auf dem Nachttischchen seines Hotelzimmers ein kleines Nähetui in Form eines Zündholzbriefchens vorfindet, möge daran denken, daß Invalide es waren, die dieses kleine Präsent zusammengestellt haben. 50 000 Stück dieser praktischen Necessaires fertigen wir jährlich für Jelmoli an.

Besonderen Wert legen wir auf Daueraufträge. Sie garantieren uns Vollbeschäftigung und eine sichere Einnahme. Zwei dieser Aufträge seien hier erwähnt: Entwicklerpulver wird in Tüten abgefüllt und die Tüte elektrisch zugeschweißt. Ein Artikel, der angesichts der unzähligen Amateurphotographen, die ihre Bilder selbst entwickeln, viel gekauft wird. Ein anderer Dauerauftrag: Einstanzen von Gummihütchen in Tuschnäpfchen. Auch dies ein Artikel, der besonders im graphischen Gewerbe benötigt wird. Es empfiehlt sich bei diesen Daueraufträgen, die «Arbeiterinnen» periodisch auszuwechseln. Beide Arbeiten sind ziemlich anstrengend, und es wäre nicht zu verantworten, stets die gleichen Mädchen damit zu beschäftigen.

Wenn wir auch, wegen der Größe des Betriebes, eine Burschen- und eine Mädchenabteilung eingerichtet haben, so heißt das nicht, daß starr daran festgehalten wird, die Burschen nur mit Metall-, die Mädchen hingegen nur mit Papier- und ähnlichen Arbeiten zu beschäftigen. Viele Montagearbeiten der Metallabteilung lassen sich ebensogut von Mädchen ausführen.

Zur Abwechslung tun sie das sogar gern, aber nach einigen Tagen

läßt ihr Interesse nach und sie sind froh, wenn ein Ausläufer Material bringt, das ihnen die Möglichkeit verschafft, wieder zu ihrer – gewissermaßen angestammten – Arbeit zurückzukehren.

Damit kommen wir zu einem sehr wichtigen Punkt: die *Abwechslung*. Es war von Anfang an unser Prinzip, durch Abwechslung bei der Arbeitszuteilung dafür zu sorgen, daß die

Behinderten auch gefördert werden. Diesen Grundsatz haben wir nie aus den Augen verloren, obwohl es für den Werkmeister natürlich einfacher wäre, einem Invaliden stets die gleiche Arbeit zuzuteilen. Von einer «Förderung» könnte dann allerdings kaum mehr die Rede sein! Für eine Werkstätte allerdings, die in einer industriearmen oder verkehrstechnisch ungünstigen Gegend liegt,

dürfte es schwer sein, geeignete Aufträge hereinzubringen. Um aber auch den Invaliden dieser Werkstätten Dauerbeschäftigung und Abwechslung zu garantieren, möchte ich anregen, eine Koordinationsstelle für die Verteilung von Aufträgen an Invalidenwerkstätten zu schaffen, damit dieses Ziel, im Interesse und zum Nutzen aller, verwirklicht werden kann.

Frau A. Berchtold

Ein Lehrplan für die aargauischen Hilfsklassen?

Mit dieser Frage hatte sich am 5. September 1968 die Generalversammlung der Hilfs-, Sonder- und Heimschullehrer unseres Kantons im Roten Haus in Brugg auseinanderzusetzen. Die Vorberatungen für das neue Schulgesetz bedurften in dieser Sache eines Entscheides.

Der Präsident unserer Nachbarsektion Solothurn der SHG, Herr A. Gugelmann in Grenchen, war von seiner Erziehungsdirektion beauftragt worden, einen *Bildungsplan für die Hilfsschule* zu schaffen. Er konnte uns darum als kompetenter Referent einen wohlerwogenen Entwurf vorlegen.

Mit aller Deutlichkeit hielt der Ausführende fest, daß ein Lehrplan im üblichen Sinne für die Hilfsschule nicht in Frage kommen könne. Verbindliche Vorschriften wären aus zwei Gründen problematisch: Der Ausbauprozeß dieser Stufe ist noch nicht abgeschlossen; und als wesentlicherer Punkt, der Eigenart des debilen Kindes könnte in manchen Fällen nicht genügend Rechnung getragen werden. Ein entsprechender Bildungsplan darf lediglich Stütze, nicht aber Fessel sein und kann deshalb nur Richtlinien enthalten.

Besinnt man sich auf die eigentliche Aufgabe der Hilfsschule, so ergeben sich als Zielsetzung, für das schwachbegabte Kind sei eine optimale Lebenstüchtigkeit, Arbeitsfreudigkeit und Lebenserfülltheit anzustreben. Gefordert wird also eine lebenspraktische Bildung.

Die Fortschrittlichkeit der vorgesehenen Richtlinien drückt sich

bereits in organisatorischen Belangen aus (Stundenplangestaltung, Schulraum, Einweisungsverfahren usw.). Ungläubiges Staunen rief die maximale Schülerzahl von 12 Kindern pro Abteilung hervor. Bei uns für längere Zeit wohl noch zu schön, um wahr zu sein!

Methodische und didaktische Hinweise:

Der Unterricht hat von konkreten Gegenständen auszugehen, die auf die Lebenssituation des minderbegabten Kindes ausgerichtet sind. Verstandes- und Gemütsbildung beruhen hierbei auf dem Tun, rhythmisch darstellend in diesem, ordnend nach den verschiedensten Prinzipien in jenem Bereich. Kleine, angemessene Einzelschritte führen zu schwierigeren Anforderungen. Kurzes, aber intensives und wiederholtes Ueben sichert das bisher Gelehrte. Vom Konkreten ausgehend führt der Unterricht wieder zum Konkreten hin. Der Schüler lernt die Sachen und deren Namen kennen und wird mit den Funktionsbeziehungen vertraut gemacht. Die Kausalbeziehung ist ihm meist verschlossen. Man nutze jedoch hier wie andernorts offene Möglichkeiten.

Unterrichtet soll vornehmlich in nicht zu starren Leistungsgruppen werden. Je nach Gegebenheiten und Umständen sind alle Uebergänge vom Einzel- bis zum Frontalunterricht nötig.

Der Hilfsschullehrer soll über alles Material verfügen können, das er für seine Aufgabe braucht.

Die Auswahl des Stoffes trifft der

Lehrer! An mehrklassigen Abteilungen müssen allerdings die Themenkreise und mit Vorteil auch scheinbar nebensächliche Angelegenheiten wie Schriftformen, Heftgestaltung u. a. m. gegenseitig abgesprochen werden.

Sprachliche Ziele sind vor allem die Förderung der Begriffsbildung bis zum Verstehen und Ausführen einer einfachen schriftlichen Anweisung und eine möglichst gute Lesefähigkeit. Das Sprachgefühl schult man nicht sprachbuchmäßig, sondern hauptsächlich im Umgang mit den Gegenständen. Das freie Niederschreiben ist zu üben, wenn auch die Rechtschreibsicherheit oft ein fernes Ziel ist. Unterrichtssprache ist die Mundart. Die Schriftsprache diene mehr der Ausdrucksschulung.

Das Rechnen wird besser kurso risch als gesamtthematisch vermit telt.

Aufgefächelter Realienunterricht kommt dem Verständnis des Hilfsschülers weniger entgegen als heimat-, naturkundliche und geographische Betrachtung des jeweiligen Stoffgebietes. Geschichte kann höchstens durch Geschichten nahegebracht werden.

Eine wichtige Grundlage des üb rigen Unterrichtes stellt als konkreter Ausgangspunkt der Werkunterricht dar. Er soll darum vom Lehrer selber erteilt werden und darf nicht nur Freizeitbeschäftigung bleiben. Die Mädchen erhalten einen beson deren Handarbeits- und Hauswirtschaftsunterricht.

Ein Unikum des solothurnischen Entwurfes bildet die Möglichkeit für Französischunterricht an Hilfs-

schulen. Die nahe Sprachgrenze und die Terminologie der hier stark vertretenen Uhrenindustrie rechtfertigen für gewisse Gegenden diesen Versuch.

Die Gedanken Herrn Gugelmanns fanden bei der Versammlung gute Aufnahme. Es wurde beschlossen, dessen Vorschläge weitgehend zu übernehmen und durch eine Studienkommission unsern Verhältnissen anpassen zu lassen.

An der Konferenz kamen noch folgende Vereinsgeschäfte zur Sprache:

Der frühe Abend als *Tagungszeit* scheint den Wünschen vieler Mitglieder zu entsprechen. Dies bewies die ansehnliche Teilnehmerzahl von etwa 50 Kolleginnen und Kollegen. Die nächste Hauptversammlung soll wieder statutengemäß im März stattfinden. Mit Rücksicht auf den Aargauer HPS-Kurs war dies heuer nicht möglich.

Von E. Kaiser, unserm Zentralpräsidenten, ist ein praktisches Lehrbuch «*Der Hilfsschüler und die Hilfsschule*» erschienen. Mitglieder erhalten es beim Lehrmittelverlag der SHG in Lenzburg für Fr. 6.—. Nichtmitglieder bezahlen den Buchhandelspreis von Fr. 10.—.

Jahresbericht und -rechnung 1967 wurden ohne Diskussion genehmigt.

Seit längerer Zeit war ein Sitz im *Vorstand* vakant. Zur Mitarbeit in diesem Gremium konnte nun Frl. A. Reck, Oftringen, vorgeschlagen werden. Mit Akklamation gab die Versammlung ihrer Sympathie für diese Nomination Ausdruck.

Das *Tätigkeitsprogramm* unseres Vereins sieht für die nächste Zeit zwei Kurse vor:

1. Herr Dr. Grissemann, der weite Kreise der aargauischen Primarlehrerschaft über die Legasthenie aufgeklärt hat, möchte nun Aerzten, Psychologen und Heilpädagogen eine vertiefte Einführung in die «*Er-fassung des Legasthenikers*» vermitteln. Geplant sind fünf Kursabende ab Oktober oder November dieses Jahres. Die Teilnehmer hätten einen Viertel der Kurskosten, nämlich Fr. 100.—, selber zu tragen.

In der Diskussion fielen kritische Bemerkungen über den gegenwärtigen Legasthenie-Kult, der oft ebenso

dringliche Probleme in den Hintergrund schiebe. Am Kursprogramm wurde bemängelt, daß der Testerei zu viel Bedeutung eingeräumt werde. Nicht zuletzt wurde der begründete Einwand ausgesprochen, daß alle Erfassung nichts nütze, wenn eruierte Kinder keiner Behandlung zugeführt werden können. Wichtiger wäre die Schaffung von Therapiestellen. Der Durchführung des Kurses wurde schließlich zugesagt, weil jeder Bezirk etwa zwei informierte Berater besitzen sollte. Der Behandlungsfrage soll aber gleichviel Augenmerk geschenkt werden.

2. Auf breiteres Interesse stieß ein Kurs über die graphologische und projektive Bedeutung des Baumtestes. Herr Dr. Imbach in Zug kann ihn jedoch erst vom Mai 1969 an leiten.

Eine große Mehrheit der Versammlung sprach sich für die Beibehaltung der *heilpädagogischen Ausbildung* für den Hilfsschullehrer aus. Staatliche Vertreter hatten deren Notwendigkeit bezweifelt. Unsere Mitglieder waren aber der Ansicht, daß auf eine seit langem erweiterungsbedürftige Seminarausbildung nicht auch noch eine reduzierte heilpädagogische Schulung aufgesetzt werden dürfe.

Es besteht die Hoffnung, daß das HPS Zürich zu einem neuen Kurs in der Region Aargau-Solothurn Hand bieten wird, der zum Teil berufsbegleitenden und zum Teil (während den offiziellen Semesterferien) vollkursähnlichen Charakter hätte. Weiter sollen in Zukunft die aargauischen Teilnehmer der Kurse in Basel ihr Praktikum im eigenen Kanton absolvieren können. Diese Gelegenheit werden vor allem interessierte Lehrkräfte aus dem Fricktal benutzen. Neben all diesen neuen Wegen darf jedoch auch der Vollkurs am HPS nicht vergessen werden. Mit Hilfe großzügiger Stipendien sollte dessen Besuch auch einem verheirateten Lehrer ermöglicht werden, der sich zur heilpädagogischen Arbeit berufen fühlt, der aber den Strapazen eines berufsbegleitenden Studienganges nicht gewachsen ist.

H. R.

Wenn Kinderaussagen alsbare Münze hingenommen werden...

... dann kann ein Lehrer in groÙe Schwierigkeiten geraten. Auf einen solchen Fall muÙte der Präsident der Sektion Aargau SHG anlässlich der Konferenz vom 15. März 1967 hinweisen, weil er ein Mitglied derselben betraf. Man legte die Aussagen einer zwölfjährigen verwahrlosten Debilen nicht ihrem Lehrer vor, sondern man meldete sie dem aargauischen Staatsanwalt weiter, und bald fuhren zwei Polizisten beim Hause unseres Kollegen vor. Damit war er in die Fänge der unbarmherzigen Justizmaschinerie geraten, die ihn 32 Monate lang nicht mehr preisgab. Dabei hätte man das umstrittene Lehrer-Schüler-Gespräch, das auf Tonband aufgenommen worden war, innerhalb der Schulpflege des Rheinstädtchens erledigen können. Allenfalls hätte das der Untersuchungsbeamte anberaumen können. Leider versagte auch der damalige Schulpflegepräsident und ließ der eingeleiteten Aktion ihren Lauf. Was innerhalb weniger Tage hätte erledigt werden können, das belastete unsern Kollegen während 2½ Jahren nicht nur seelisch, sondern auch materiell; denn er hatte mehr als 3000 Fr. Gerichts- und Verteidigungskosten zu berappen. Er hatte indessen die Genugtuung, daß er durch ein anderes aargauisches Bezirksgericht als dasjenige des Rheinstädtchens in allen Anklagepunkten freigesprochen wurde, nachdem die Staatsanwaltschaft den hervorragend qualifizierten Hilfsschullehrer zu einer Gefängnisstrafe von 14 Tagen hatte verurteilen wollen. Doch hatte nun unser Kollege noch keine Ruhe. Die Staatsanwaltschaft gab sich nicht zufrieden mit dem bezirksgerichtlichen Urteil und zog den Fall vor das Obergericht. Dieses bestätigte das Bezirksgerichtsurteil mit einer Ausnahme: Unser Kollege wurde wegen Verletzung des Amtsgeheimnisses zu einer BuÙe von 100 Franken verurteilt. Sonst war er aber völlig rehabilitiert.

Die oben in aller Kürze geschilderte Staatsaktion, die überall, wo

man sie kannte, Kopfschütteln hervorrief, war nur möglich, weil es an Vertrauen fehlte. Wenn sich die Schulpflege für den bestens beleumdeten Lehrer eingesetzt hätte, wäre die Geschichte nicht passiert. Daß unser Kollege kein Vertrauen mehr gegenüber seiner Schulbehörde haben konnte, versteht sich. Er wollte auch vom Kanton Aargau, dem er in einem Heim als Erzieher gedient hatte, nichts mehr wissen. Er ist nun in einem Nachbarkanton als bewährter Hilfsschullehrer tätig. Dabei hätte ihn der Aargau, der unter starkem Lehrermangel leidet, gerade auch auf der Hilfsschulstufe, so dringend nötig gehabt. *W. H.*

A U S J A H R E S B E R I C H T E N

Erziehungsheim Oberfeld, Marbach

In ihrem letzten Jahresbericht weisen die Hauseltern P. und R. Albertin hin auf einige wenig beachtete Ursachen des Schulversagens, die oft ein Abgleiten in die Hilfsbedürftigkeit einleiten. Nicht immer sind es Intelligenzschwäche, fehlende Familienatmosphäre oder Unvermögen der Eltern, die Kinder in Lebensangst und Heimatlosigkeit treiben. Vielerorts fehlt es noch ganz einfach an den nötigen Einrichtungen zu angepaßter Sonderschulung und leider auch an verständnisvollen Pädagogen. Es wird erinnert an die Bequemlichkeit einzelner Lehrer, sich mit dem «Unbequemen» auseinanderzusetzen, und geistig Behinderte sind nicht immer leicht zu verstehen und zu behandeln. Auch habe man den Eindruck, daß an unsren Ausbildungsanstalten in dieser Hinsicht noch Mängel bestünden. – Der Redaktor möchte allerdings den Mangel an Verständnis nicht den Seminarien anlasten. Aus seiner Sicht und Erfahrung möchte er den Finger auf die Tatsache legen, daß die Zahl der wirklich tauglichen Anwärter für den Primarlehrerberuf in erschreckender Weise zurückgegangen ist. Als Folge davon werden zuweilen Leute ausgebildet, die in früheren Jahrzehnten zurückgewiesen worden wären. Manchen Kindern fehlt damit in einer entscheidenden Phase ihrer Entwicklung die väter-

liche Hand. Das fällt bei Scheidungswaisen und Kindern aus notdürftig «gekleisterten» Ehen doppelt ins Gewicht. Auch noch so gute Lehrerinnen können eine väterliche Führung nur sehr bedingt ersetzen. Es kommt nicht von ungefähr, daß viele Eltern von Schulneulingen für ihre Kinder einen Lehrer wünschen. Daß der Primarlehrerberuf zu einem eigentlichen Frauenberuf wird, ist leider eine Tatsache, die zu bedauern ist. Damit ist nichts gegen tüchtige Lehrerinnen gesagt. – Ein weiterer Punkt, der im Bericht gerügt wird, ist die «Büroatmosphäre» an vielen Volksschulen; dazu die sich ständig jagenden neuen und neuesten Methoden für den Unterricht. Hier hat man tatsächlich den Eindruck: Weniger wäre mehr. Unsere Junglehrer wissen wirklich oft kaum mehr, was jetzt gültig und richtig ist. Die Flut an Publikationen wächst, so daß man vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht. – Wir haben diese Gedanken hier gerne wiedergegeben in der Meinung, daß sie des Nachdenkens wert seien. *Hz*

N E U E S J W - H E F T E

Nr. 1000a «Schweiz – meine Heimat», Text Fritz Aebli, Gestaltung Erhard Meier

In Zusammenarbeit mit der Schweiz, Verkehrszentrale ist das Jubiläumsheft des SJW entstanden. Mit ausgewählten Photos und dazu passenden Texten gibt das Heft knapp und klar ein Bild von der vielgestaltigen Schweiz, ihrer Geschichte, Lage und Volkswirtschaft, aber auch von Bräuchen und Eigenarten der Bewohner. Für unsere Abschlußklassen bietet es mehr als manches gutgemeinte Geographiebuch, denn hier ist wirklich Wichtigstes zusammengetragen. Das Heft muß aber in der Klasse gelesen und erläutert werden, wenn ein Gewinn daraus resultieren soll, denn trotz der schönen Bilder wird es der Hilfsschüler nicht von selber in die Hand nehmen und noch weniger lesen. Dem Text fehlt naturgemäß das erzählende Element, so wirkt er etwas trocken und wenig attraktiv. Auch das statistische Material dürfte wenig interessieren, obwohl es für den Unterricht sehr brauchbar ist. Möglich, daß einige Kurzerzählungen oder Anekdoten dem Heft gut getan hätten. Der jugendliche Leser möchte ja lieber unterhalten als belehrt werden, das dürfen wir nicht vergessen. *Hz*

Nr. 1021 «Ein Weltunternehmen entsteht», Text Bruno Knobel, Illustrationen Werner Hofmann

Was für das Heft 1020 gesagt wurde, gilt analog auch hier. Es ist mehr als fraglich, ob sich der jugendliche Leser außerhalb Winterthurs für die Entwicklung der Firma Sulzer interessiert. Sicher hat das Heft, lokal gesehen, seinen Wert und kann dem interessierten Lehrer Anregungen geben. Aber im Ganzen gesehen vermögen solche Abhandlungen wenig zu fesseln. Es kommt wohl nicht von ungefähr, daß 13- bis 14jährige schon nicht mehr nach SJW-Heften greifen, weil die wenigsten dem Hunger nach Abenteuer – im weitesten Sinn – entgegenkommen. Vielleicht müßte man hier doch einmal den Hebel ansetzen. Wie gesagt, das Heft kann dem Lehrer wertvolle Einblicke gewähren, einzelne Abschnitte eignen sich auch zum Vorlesen, aber als Klassenlektüre würde ich es nicht anschaffen. *Hz*

Eine neue Werkstatt für cerebral-gelähmte u. körperbehinderte Jugendliche

Im neuen Schulhaus für cerebral-gelähmte Kinder der Stadt Zürich wird im Herbst 1968 die «Werkstatt Manegg» als Arbeitsstätte zur erstmaligen beruflichen Ausbildung und Beschäftigung von Invaliden dem Betrieb übergeben. Es werden der Sonderschule entlassene Jünglinge und Töchter aufgenommen, die nicht direkt im freien Erwerbsleben ausgebildet oder beschäftigt werden können.

Träger des Werkes ist der Verein Zürcher Anlernwerkstätten, der bereits im Gotthelfschulhaus, Zürich 3, eine Anlernwerkstatt für geistig behinderte Jugendliche führt. Anmeldungen oder Anfragen über die Aufnahmebedingungen können schriftlich an die Geschäftsstelle des Vereins, Gotthelfschulhaus, Wuhrastraße 38, 8003 Zürich, gerichtet werden. *-me-*

*Allen unsren Mitgliedern,
Freunden und Gönner
wünscher Vorstand und
Redaktion der SHG
herzlich frohe Festtage
und ein glückliches 1969*